



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Fritz Anders

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Siniflut. Mit roten Füßen und Händen stapften die Winzer, ein Märchenbild der Weinlese. Wo aber war die Fröhlichkeit? Es war eine Weinlese mit Tränen, mit Schmerz, mit Wehklagen.

Der blinde Joachim tastete durch die Straßen und predigte mit lauter Stimme: „Und die Kelter ward aus der Stadt getreten, und das Blut ging von der Kelter bis an die Säume der Pferde durch tausendsechshundert Feld Weges!“

Wahnsinn kam über die Menschen.

Gaston! Wer behauptet, daß du ein Prahler seiest, der lügt! Denn so ist deine Heimat: dort fließt von den Bergen der Most, dort rinnt in den Brunnen der echte Wein, noch mehr, dort rinnt der Wein in der Gasse, über die schmutzige Straße, bespült die Sockel der Häuser, als wären sie in Blut gebadet!

Und die Menschen, die sahen, wie sich das Herz der Erde nutzlos verbluten mußte, schrien auf in ihrer Seelenqual, und es war ein Klagen und ein Zähneknirschen, als ob sie sich selbst die Adern geöffnet hätten und ihr Leben sinnlos in den Staub rinnen sähen.

Denn es ist die Zeit, von der die Propheten sagen, daß der Wein von den Bergen triefen und die Hügel in Most schwimmen werden.

(Fortsetzung folgt.)



Fritz Anders

Von Julius R. Haarhaus=Leipzig



s ist jetzt dreißig Jahre her — ich war damals, wenn ich nicht irre, Quartaner — da fand ich auf dem Weihnachtstisch ein Buch, das den seltsamen Titel „Der junge Generalstab im Harz“ führte. Es war die Geschichte von vier Schülern aus Leipzig, die unter der Leitung eines weitgereisten Oberlehrers eine „Geographische Gesellschaft“ gründen und gemeinsam eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Harzes unternehmen, bei der dieses schöne Gebirgsland als eine Terra incognita betrachtet und durch kartographische Vermessungen, durch geognostische, botanische, zoologische, ethnographische, historische und volkswirtschaftliche Untersuchungen gleichsam erst erschlossen wird. Die Fülle des Wissens, die in dem Buche aufgespeichert war, war erstaunlich, noch erstaunlicher war jedoch die unterhaltende Art, mit der der Verfasser dem jungen Leser alle diese Kenntnisse zu vermitteln verstand, und der köstliche Humor, der die Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite würzte.

Ich glaube, daß ich das Buch ein dutzendmal gelesen habe — mit steigendem Respekt vor dem Autor, der in der Mathematik so genau Bescheid wußte wie in der Mineralogie, und der über den Pleiosaurus ebenso amüsant plauderte wie über Albrecht den Bären, über die Leimruten der Harzer Vogelfänger, über das Brockengespenst und über Salzbrezeln. Wer der Verfasser war — auf dem Titelblatte stand der Name Fritz Anders —, danach habe ich nach Knabenart nie gefragt; wenn ich den Namen wirklich gelesen habe, so habe ich ihn jedenfalls sehr bald wieder vergessen.

Ein Vierteljahrhundert später mußte ich als Mitglied der „Grenzboten“-Redaktion die Korrespondenz mit den Mitarbeitern führen. Damals erschienen in den grünen Heften noch die bekannten „Skizzen aus dem deutschen Volksleben“, deren Verfasser sich Fritz Anders nannte, aber in Wirklichkeit Max Allihn hieß und irgendwo in einem Dorfe bei Halberstadt Pastor war. Ja — wo nur gleich? Ich sah im „Kürschner“ nach und fand die Adresse: Athenstedt bei Heudeber. Athenstedt! In dieser Ortsbezeichnung schien mir ein tieferer Sinn zu liegen. Die beiden ersten Silben mahnten an die Stadt der Pallas Athene, an die Hochburg der Gelehrsamkeit und der philosophischen Weltbetrachtung, und die letzte Silbe, das — stedt? Das klang so gemütlich urdeutsch, so spezifisch „harzisch“ und weckte zugleich eine leise Erinnerung an Schöppenstedt und kleinstädtisches Philistertum. Wahrhaftig: das war der rechte Wohnsitz für einen Mann, der mit einem ungewöhnlich univervellen Wissen das attische Salz eines überlegenen Humors verband, und der auf der Suche nach Menschen das Licht seiner Diogeneslaterne in die entlegensten Winkel deutscher Gassen, Häuser und Seelen fallen ließ! Und als ich nun die Liste seiner Bücher las, da stieß ich auch auf den Titel „Der junge Generalstab im Harz“. Meine Freude über dieses Wiederfinden war groß und nachhaltig, und der Brief, den ich an Max Allihn zu schreiben hatte, bekam eine wärmere Note, die der Adressat nicht unbeachtet ließ.

Ein paar Jahre später lernte ich den verehrten Mann persönlich kennen — bei Johannes Grunows Begräbnis, wo er im Namen der „Grenzboten“-Mitarbeiter und zugleich als einer der ältesten Freunde des Hauses Grunow am Sarge des Dahingegangenen redete. Das Äußere Allihns entsprach vollkommen dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte. Den Geistlichen verleugnete er nicht, aber der Zwiespalt seines Wesens — wenn die Verbindung von tiefgründigem Wissen und aristophanischem Sarkasmus so genannt werden darf! — sprach sich in seinem Antlitz aus. Eine hohe, schön gewölbte Stirn, kluge, kühlblickende Augen, deren kritisch beobachtender Ausdruck durch die Gläser der Brille eher noch hervorgehoben als gemildert wurde, und dazu ein Mund, dem man die Spottlust auf den ersten Blick ansah. Bei dem Zusammensein, das der Trauerfeierlichkeit folgte, kam ich mit Allihn in etwas nähere Berührung. Ich hatte dabei den Eindruck, daß er nicht zu den milden, alles verzeihenden Naturen gehörte. Seine Ansichten verfocht er mit Temperament, ja mit einer gewissen Schärfe. In den Kämpfen der Reformationszeit würde er seinen Mann gestellt haben.

Merkwürdiger noch erschien mir, wie genau dieser Landpfarrer, der doch schon seit 1885 in dem entlegenen Dorfe lebte, mit dem Getriebe der großen Welt, mit dem Stande der wissenschaftlichen Forschung und besonders mit den neuesten Errungenschaften der Technik vertraut war. Dabei zeigte sich der Fünfundsechzigjährige als ein durch und durch moderner Mensch und keineswegs als ein Laudator temporis acti. Seine geistige Beweglichkeit, sein wunderbares Gedächtnis und eine bei Gelehrten sonst ungewöhnliche manuelle Geschicklichkeit brachten es mit sich, daß ihm die Belätigung auf einem einzigen Gebiete nicht genügte. Er war der geborene Erfinder, den es reizte, die theoretische Erkenntnis der Praxis dienstbar zu machen. In einer eigenen Werkstatt beschäftigte er sich aus Liebhaberei mit dem Orgelbau, und nach dem Urteile der Fachmänner hat er hier Hervorragendes geleistet und, was das Wichtigste ist, seine Erfindungen ohne weiteres der All-

gemeinheit preisgegeben, ohne sie zu seinem eigenen Nutzen auszubeuten. Eine seiner literarischen Arbeiten auf diesem Gebiete, die „Theorie und Praxis des Orgelbaus“, eine völlige Neubearbeitung des Löpferschen Lehrbuches, wird als ein klassisches Werk geschätzt. Auch der Photographie, besonders der Amateurphotographie, hat er neue Wege gewiesen.

Allihns Vielseitigkeit machte sich schon gleich zu Anfang seiner literarischen Tätigkeit bemerkbar. Diese begann etwa 1871 mit „Dürerstudien“. Dürer war damals „aktuell“; das erstarkte Nationalgefühl hatte das Verständnis für den größten deutschen Künstler der Vergangenheit geweckt. Im folgenden Jahre debütierte Allihn mit einem Aufsatz über Dürers Befestigungskunst in den „Grenzboten“, zu deren treuesten Mitarbeitern er vier Jahrzehnte lang gehörte. Man kann sich kaum vorstellen, daß die Beiträge, die er lieferte, alle aus derselben Feder stammen. Schon 1873 schrieb er einen Artikel „Sozialdemokratisches“; aus demselben Jahre stammt der Aufsatz „Malertechnik“. Im Jahre 1881 beginnt die lange Folge der „Skizzen“, die seinen Schriftstellernamen „Fritz Anders“ eigentlich erst bekannt gemacht haben, zugleich veröffentlichte er in den grünen Hefen aber auch Beiträge über meteorologische Fragen, über Lutherfestspiele, über die Fortschritte der Photographie, Plaudereien über „Thüringer Manövertage“, Betrachtungen über die Themen „Die Evangelische Kirche und der Staat“, „Schäden der Kirche“, „Evangelischer Bund“ und „Spiritismus“. Im Jahre 1888 schrieb er u. a. über „Vogelschutzgesetze“, über „ein neues Metall“ und über „Gedankenübertragung“.

Bei der Fülle von verschiedenartigen Interessen, die Allihn beschäftigten, konnte von einer Zersplitterung seiner eigenartigen Begabung und seiner Leistungen doch nicht die Rede sein. Er gehörte zu den beneidenswerten Menschen, die nie den Überblick über das Ganze verlieren, und denen sich das Weltbild aus lauter liebevoll erfaßten Einzelheiten ziemlich vollständig zusammensetzt. Und im Grunde genommen war doch alles, was er tat und trieb, nur Vorarbeit für seine literarische Tätigkeit, der alle diese Spezialstudien zugute kommen mußten. Deshalb gibt es in seinen Schriften aber auch nirgends eine Stelle, wo der Fachmann beim Lesen überlegen lächeln darf. Ihm selbst freilich mag der Genuß der Lektüre anderer Autoren eben wegen seiner mannigfachen Spezialkenntnisse oft genug getrübt worden sein. Fand er gar einmal in einem „Grenzboten“-Artikel einen Schnitzer — und seinem scharfen Auge entging so leicht nichts! —, so machte er seinem Ärger gewöhnlich Luft auf einer Postkarte, die sich weder die Redaktion noch der betreffende Mitarbeiter hinter den Spiegel steckte.

In weiteren Kreisen ist der Name Fritz Anders, wie gesagt, erst durch die jetzt in drei Bänden gesammelt vorliegenden „Skizzen aus dem deutschen Volksleben“ (Leipzig, Fr. W. Grunow) bekannt geworden, deren flüssiger Stil und humoristische Grundstimmung so manchen Leser über die bitterernste Tendenz dieser kleinen Arbeiten getäuscht haben. Es sind Bilder, denen man anmerkt, daß sie nach dem Leben entworfen sind, und daß ein paar hundert Zeitgenossen dazu Modell gestanden haben. Das Abberitentum deutscher Kleinstädter wird hier amüßant geschildert, und man glaubt in all den Vertretern des Bureaokratismus, der Schulmeisterei und des Dilettantentums persönliche Bekannte wiederzuerkennen. Daß in den Skizzen ein gut Stück Kulturgeschichte steckt, und daß jemand, der nach

hundert oder zweihundert Jahren eine Sittengeschichte unsrer Zeit schreibt, sicherlich auf die drei Bände zurückgreifen wird, sei nur nebenbei erwähnt.

Allihn hat als sein Hauptwerk immer den Roman „Doktor Duttmüller und sein Freund“ bezeichnet — „eine Geschichte aus der Gegenwart“, wie der Untertitel des Buches allzu bescheiden lautet. (Leipzig, Grunow.) Wenn man nicht befürchten müßte, der Originalität des Verfassers zu nahe zu treten, könnte man dieses Buch ein Gegenstück zu Freytags „Soll und Haben“ nennen. Man weiß nicht, was man am „Duttmüller“ mehr bewundern soll, das zeitgeschichtliche Kolorit mit dem starken Wechsel von Licht und Schatten oder die feine Durchführung der Charaktere. Mit dem Schicksal eines Kalibergwerks, das von einer Berliner Gesellschaft in einem idyllisch gelegenen Gutsdorfe gegründet wird und das der Gegend und ihrer Bevölkerung ein neues, fremdes Gepräge aufdrückt, werden die persönlichen Geschicke einer ganzen Anzahl prachtvoll realistisch gezeichneter Menschen aus allen sozialen Schichten verbunden. Da sehen wir auf der einen Seite den technischen Direktor des Werkes, einen skrupellosen Industrieritter, der sogar die pfiffigen und mißtrauischen Bauern überlistet, den gewissenlosen, streberhaften Gewerkschaftsarzt Doktor Duttmüller, der seine Patienten ganz geschäftsmäßig ausbeutet, auf der andern den vornehm denkenden kaufmännischen Leiter des Unternehmens, Felix Wandrer, und die im wirtschaftlichen Niedergang begriffene Familie des adligen Gutsbesizers auf dem Fronhose. Das Kaliwerk nimmt ein Ende mit Schrecken; es wird, nachdem die Auginhaber durch den Direktor gründlich geprellt worden sind, von den streikenden Arbeitern zum Stillstande gebracht. Wandrer, der eine der beiden Töchter vom Fronhose geheiratet hat, widmet sich nun mit seiner ganzen Energie der Regelung der dortigen Verhältnisse und bringt sie durch Gründung eines Zementwerks wieder in die Höhe, während seine Schwägerin, Duttmüllers Frau, an der Gemeinheit ihres Mannes zugrunde geht. Man sieht: die Fabel des Romans ist tragisch oder doch wenigstens ernst genug, aber der Verfasser hat es verstanden, die düstre Stimmung durch eine mit der Handlung locker verflochtene heitere Parallelgeschichte wirksam aufzuhellen, so daß das Buch nirgends die höchste künstlerische Harmonie vermissen läßt.

Sind es hier die sozialen und wirtschaftlichen Nöte unsrer Zeit, die den Hintergrund zu der reichbelebten Handlung bilden, so sind es in Allihns zweitem großen Roman „Herrenmenschen“ (Leipzig, Grunow) die geistigen Kämpfe der Gegenwart. An drei Vertretern der Lehre des unglücklichen Nietzsche wird das Übermenschentum exemplifiziert und gründlich ad absurdum geführt. Die Geschichte spielt in einem masurischen Fischerdorf, wo der Amtshauptmann Gropppoff als Pascha und Autokrat waltet. Nur eine Frau, die Besitzerin des „Preußischen Schloßchens“, deren Mann durch Gropppoff in den Tod getrieben worden ist, leistet ihm Widerstand, weshalb er sie wirtschaftlich zu ruinieren sucht. Da kommt ihr ein Verwandter, der Nietzscheapostel Doktor Ramborn, zur Hilfe, dem es wirklich gelingt, sie vor dem Untergange zu bewahren, und der bei seinen Bemühungen von Gropppoffs Tochter, der stolzen und selbstbewußten Eva, unterstützt wird. Ein Attentat, das Gropppoff auf den verhassten Ramborn verübt, und bei dem Eva den geliebten Mann mit ihrem Leibe deckt, schlägt fehl und bringt Gropppoffs Herrenmenschentum zum Zusammenbruch. Aber auch die beiden andern, Eva und Ramborn, sehen ein, daß ihre Weltanschauung nicht stichhält, und daß das wahre Motiv

ihres Handelns doch die so oft verspottete Nächstenliebe ist. Das Buch ist überaus reich an packenden Szenen aus dem Leben der masurenschen Fischerbevölkerung und an drolligen Episoden aus der Sommerkampagne einer Malerkolonie, die dem Autor willkommene Gelegenheit zu seinen ästhetischen Betrachtungen und derben Seitenhieben auf die Auswüchse moderner Kunstbestrebungen bietet.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß Max Mühn, zu dessen Lebenselementen die Musik gehörte, auch diese Kunst in den Bereich seiner dichterischen Produktion gezogen hat. Die Hauptgeschichte seiner Novellensammlung „Das Duett in As-Dur und anderes“ (Halle, Richard Mühlmanns Verlag), die die Turmbläserstochter Friederike Großmann zur Heldin hat, ist eine poetische Verherrlichung der Musik, wie die deutsche Literatur ihr wenige an die Seite stellen kann.

Das letzte größere Werk des Verstorbenen, die Novelle „Der Parnassus von Neufiedel“ (Leipzig, Grunow) führt noch einen Schritt weiter — zum Theater! Es ist jedoch keine Theatergeschichte im gewöhnlichen Sinne — eine solche hätte Mühn wohl schwerlich gereizt —, sondern die Geschichte der Gründung eines Theaters in einer Kleinstadt und seiner Einwirkung auf die Bürgerschaft, eine ergötzliche Satire auf Stadtverwaltung und Kirchturmspolitik, Mäzenaten- und Banauferntum, Personenkult und Künstlereitelkeit. Daß die „moralische Anstalt“ schließlich als Lingeltangel endet, besagt genug. Der Aufbau der Erzählung ist auch hier meisterhaft, aber man darf, wenn man gerecht sein will, nicht verhehlen, daß Licht und Schatten in dieser Novelle allzu ungleich verteilt sind, und daß eine gewisse Erbitterung über die skrupellose Ausnutzung der Kunst zu Privat- und Geschäftszwecken, wie sie ja hier und da vorkommen mag, den Dichter zu einer allzu skeptischen Betrachtung kleinstädtischer Kunstverhältnisse verleitet hat.

Es bleibt mir noch übrig, die Daten von Mühns Lebensgang nachzutragen. Am 31. August 1841 zu Halle a. S. als der erste Sohn des Universitätsdozenten Dr. Theodor Mühn geboren, besuchte er zunächst das Pädagogium seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium zu Köthen. Im Jahre 1865 bezog er die Universität Halle und studierte hier und später in Leipzig Theologie, beschäftigte sich jedoch zugleich eifrig mit Literaturgeschichte und Naturwissenschaften. Im Kriege 1870/71 betätigte er sich beim Roten Kreuz und schrieb die „Briefe vom Kriegsschauplatz“, die später im „Daheim“ veröffentlicht wurden. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurde er Hilfsprediger in Barby, wirkte von 1872 bis 1876 als Pastor in Dingelstädt auf dem Eichsfelde, von 1876 bis 1885 als Archidiaconus in Weisensefeld a. S. und vom 1. Oktober 1885 bis zum 1. Oktober 1910 als Pastor in Athenstedt. Mit seinem Berufe als Seelsorger nahm er es sehr ernst und war zugleich seinen Pfarrkindern in allen Lebenslagen ein allzeit hilfsbereiter Freund und Berater. Der wohlverdienten Ruhe, auf die er bei seinem Rücktritt vom Amte gehofft, und die er ganz seiner literarischen Tätigkeit zu widmen gedacht hatte, hat er sich nur wenige Wochen erfreuen dürfen: am 14. November 1910 nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.

Mit seiner kleinen Gemeinde trauert um ihn die größere der Literaturfreunde, die in Max Mühn ein Bindeglied zwischen den Alten und den Jungen sieht, und die ihn als einen der feinsten Beobachter des Zeitgeistes, als einen glänzenden Stilisten und vor allem als einen Mann von scharfem Geiste, unbestechlicher Ehrlichkeit und erprobtem Mute verehrt und bewundert.